

Leseprobe aus:

Shari Shattuck

Tage wie Salz und Zucker



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

SHARI
SHATTUCK

TAGE

wie

Salz

und

Zucker

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON NICOLE SEIFERT

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

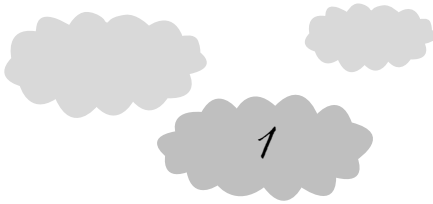
Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
«Invisible Ellen» bei Putnam/Penguin Group, New York.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Invisible Ellen» Copyright © 2014 by Shari Shattuck
Redaktion Susann Rehlein
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/
Cordula Schmidt
(Umschlagabbildung: Illustration Ruth Botzenhardt)
Satz aus der Aldus PostScript
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26867 0

*Dieses Buch ist für alle, die je das
Gefühl hatten, nicht zu zählen.*

Du zählst.

*Dein Wesen leuchtet so stark
und so rein wie das jedes anderen.*



Gelegentlich, wenn auch nicht sehr häufig, fragte Ellen Homes sich, wie es so weit gekommen war, dass sie hundertzweiundzwanzig Kilo zugenommen hatte und gleichzeitig verschwunden war. Nicht dass sie unbedingt eine Antwort gebraucht oder auch nur hätte hören wollen, denn kurz gesagt war unsichtbar sein alles, was Ellen Homes sich seit jeher gewünscht hatte.

Ihre Mutter – ein Substantiv, das sie mangels einer unbedenklichen Alternative gebrauchte – hatte anscheinend an irgendeinem Punkt vergessen, dass sie eine Tochter hatte. Ellen erinnerte sich nur dunkel an jene Frau, die ihre Wodkaflaschen und ihre Glaspfeife zusammengepackt und sie dann mit fünf Jahren in dem versifften Zimmer einer Drogenhilf-WG allein gelassen hatte. Das Einzige, woran sie sich gut erinnern konnte, waren quälender Hunger und die Freude über die Zimtschnecke, die ihr irgendwann jemand gab. Aber die Einzelheiten des Lebens mit dieser Frau, insbesondere dieses speziellen Tages, erstickte Ellen enthusiastisch und effizient am liebsten unter synthetischer, milchfreier Dessert- oder Bratensoße.

Auch ihre Erinnerungen daran, wie die Polizei sie gefunden und Sozialarbeitern übergeben hatte, sowie an die verschiedenen Pflegefamilien, denen sie dann aufgezwungen wurde, waren lückenhaft – besser, sie löschte sie ganz aus. Ellen war schließlich in ein Wohnheim abgeschoben worden. Dort hatten Erwachsene wie Kinder sie gleichermaßen verhöhnt oder ignoriert. Da sie Letzteres vorzog, hatte Ellen Ausweichmanöver ersonnen und es vermieden, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, indem sie eine stille Wachsamkeit an den Tag legte und den Kontakt mit anderen auf das Nötigste beschränkte.

An eins allerdings erinnerte sich Ellen, nämlich daran, wie sie den Schatten gesucht hatte, um dem Abscheu zu entgehen, dem sie im Hellen begegnete. Sie fand dunkle Ecken und Dachkammern, in denen sie sich verstecken konnte, hortete abgepackte Lebensmittel, wann immer sie welche bekommen konnte. Sie lernte, ihr glattes braunes Haar länger zu tragen, sodass es die linke Seite ihres Gesichts verdeckte, sie vor der Welt verhüllte und die Narbe versteckte, durch die ihr linkes Auge immer halb geschlossen und ihre Sicht eingeschränkt war. Da es jeder Mensch, dem sie bisher begegnet war, vorzog, sie nicht anzusehen, reichte oft schon ein halber Schritt nach hinten oder seitliches Wegdrehen, um etwaigen prüfenden Blicken auszuweichen oder gar nicht erst wahrgenommen zu werden. Ellen wurde sehr gut darin, nicht da zu sein, sogar wenn sie da war.

Mit neunzehn bemerkte sie erstmals ihre vollständige visuelle Abwesenheit. Ellen hatte einem Mann, der frustriert auf den Busfahrplan starrte, zaghaft ihre Hilfe angeboten. Er fuhr zusammen, als wäre er von einer Geisterstimme angesprochen worden. Sein Blick zuckte an ihr vorbei, hielt dort,

wo ihr Gesicht sein musste, kurz inne, dann straffte der Mann sich und eilte davon.

Ellen hatte das gefreut, sie war ganz begeistert gewesen, weil es sich endlich auszahlte, ein Leben lang die Fähigkeiten kultiviert zu haben, die notwendig waren, um zwischenmenschliche Interaktion abzuwenden. Dass sie nicht nur nicht *angesehen*, sondern dass durch sie *hindurchgesehen* wurde, fühlte sich genau richtig an.

Ellen schwelgte in ihrer Anonymität. Sie lernte, sich ihre optische Abwesenheit auch bei der Arbeit – in der nächtlichen Putzkolonne eines Costco-Großmarktes – zu erhalten, auf bevölkerten Straßen, wo die Leute ihre Körper verschoben, wenn sie sich näherte, als wichen sie vor einem kalten Luftzug zurück, und, das war das Beste, in ihrer winzigen Wohnung, wo sie den Großteil ihrer Zeit damit verbrachte, zu verfolgen, was ihre Nachbarn trieben.

War es anfangs nur eine wichtige Überlebensstrategie gewesen, still aus dem Schatten heraus zu beobachten, wurde es mit der Zeit zu Ellens größter Leidenschaft. Das echte Leben faszinierte sie – solange sie nicht mitzumachen brauchte. Die seltenen Gelegenheiten, bei denen sie sich sehen lassen musste, erschöpften sie. Es war einfach zu anstrengend und öffnete dem Mitmachen Tür und Tor – eine Aussicht, die sie noch mehr entsetzte, als die, keine Snacks mehr im Haus zu haben, oder – undenkbar – keinen Schinkenspeck.

Mit vierundzwanzig hatte Ellen ihre Unsichtbarkeit so weit perfektioniert, dass sogar ihr Kater, Maus, sie kaum noch wahrzunehmen schien. Ellen und Maus teilten das Einzimmerapartment und die Liebe zum kalorienreichen Exzess – insbesondere Schinkenspeck –, sonst allerdings nicht viel.

Die Eingangstür der engen Wohnung ging in das einzige Zimmer, von dem aus eine kleine Treppe zur Kochnische führte, an deren Rückwand sich eine Hintertür mit einem kleinen Fenster befand. Durch drei Schichten, bestehend aus einem verschmutzten Gitter, dreckigem Glas und Eisenstäben, konnte Ellen in einen winzigen Hof sehen, der mit Kieselsteinen von der Farbe ausgebleicher Grabsteine bedeckt war. Es war ein trostloser Ort. Da war kein tröpfelndes Wasserspiel, das den Widerhall der Mauern gedämpft hätte, und auch an wohlthuendem Grün herrschte äußerster Mangel. Gelegentlich bemerkte Ellen einen Grashalm, der sich seinen Weg zwischen den scharfkantigen Granitbrocken hindurch gebahnt hatte. Aber es ließ sich nicht vermeiden, dass das Gewächs bald verstarb, nachdem es sein Ziel schließlich erreicht und einen Blick auf die unwirtliche Umgebung geworfen hatte, die gekrönt wurde von einem klitzekleinen Fleck versmogten, schmutziggelben Himmels. Ellen stellte sich vor, dass sein letzter Gedanke – sofern Pflanzen Gedanken hatten – gewesen war: *Dann bin ich lieber Stroh.*

Über diesen schmalen Hinterhof hinweg konnte sie in die Küchen der Nachbarn sehen, die sie so umsichtig mied. In dem Fenster gegenüber hing ein unerfreulich blickdichtes Tuch, von der Sonne gebleicht und mit Nägeln befestigt, nachdem es von dem dort lebenden Paar, wie sie beobachtet hatte, so lange in Form gezogen worden war, bis es ihr die Sicht in diese einzige andere Obergeschosswohnung komplett verwehrte. Aber im Erdgeschoss waren zwei Wohnungen, deren Mieter so bequem oder so verzweifelt waren, dass sie sich nie die Mühe gemacht hatten, irgendeine Art Vorhang anzubringen – wahrscheinlich, dachte Ellen, weil ihnen nie in den

Sinn gekommen war, dass sich jemand für ihr Leben interessieren könnte.

Denn ihr Leben war nicht interessant, außer für Ellen natürlich, die beständig davon fasziniert war, wie die Bewohner, die sie als ihre Haustiere betrachtete, ihre Zeit verbrachten. Das Mädchen in 1B nannte sie Heidi, weil sie ihre blonden Haare, wenn sie nicht für die Arbeit angezogen war – Cocktailkellnerin oder Prostituierte, den Klamotten zufolge –, zu Zöpfen flocht, die schlaff zu beiden Seiten ihres frischgewaschenen rosa Gesichts herunterhingen. Dem Mann in 1A hatte sie den Namen T-Bone gegeben, weil er so mager war wie eine Rippe und sein Kopftuch, das er offenbar entschlossen war, zu tragen, bis es abfalte, die Farbe von rohem Fleisch hatte.

Seit ein paar Monaten schwoll Heidis Körpermitte an. Aus der fußballgroßen Wölbung unter ihrem gespannten T-Shirt schloss Ellen, dass sie jetzt im achten Monat war, weshalb sie ihrer Beschäftigung – woraus auch immer sie bestand – derzeit nicht nachging. Jetzt verbrachte Heidi den Großteil ihrer Zeit in der Wohnung, schrie ihr Spiegelbild an oder saß weinend am Küchentisch. Ellen verfolgte Heidis Tun mit dem Eifer eines Sportfans in den Play-off-Runden. Heute Abend machte Ellen sich mit einer Tüte Chips in der einen Hand und einem Tinkerbell-Stift in der anderen auf einem der linierten Schulblöcke Notizen, die ihr Arbeitgeber ihr zu diesem Zweck so großzügig wie unwissend gespendet hatte. «Heidi holt ein Bier», schrieb sie und zermalmte eine Handvoll Cheddarchips zu Brei. «Überlegt zehn Minuten lang, ob sie es trinken soll, und stürzt es dann in fünfundvierzig Sekunden runter.» Eine Minute später fügte sie hinzu: «Erbricht Bier ins Waschbecken.»

Ellen ließ ihren Blick zum nächsten Fenster wandern und sah T-Bone. Das Interessanteste, was T-Bone tat, war, große Tüten Marihuana in kleinere umpacken. Heute Abend saß er in seinem Polstersessel und rauchte das, was er, wie Ellen zufällig gehört hatte, *Bob's Big Boy* nannte. Die Enge des Hofes sandte das Echo jeglichen Geräusches ungedämpft in ihre Wohnung hinauf, weshalb es möglich war, alles zu hören, was sie hören wollte, und unmöglich, nicht zu hören, was sie nicht hören wollte. T-Bone hielt sich auf der Fensterbank eine traurige Topfpflanze, die er heute mal wieder vergessen hatte zu gießen – ein Vergehen, das Ellen pflichtbewusst vermerkte. Sie hatte eine ansehnliche Sammlung dieser Notizblöcke, und wenn sie das Brett betrachtete, auf dem sie sie sammelte – ein jeder versehen mit den entsprechenden Daten –, hatte sie das Gefühl, etwas geleistet zu haben.

Nichts los heute Abend, dachte Ellen, als sie den Block zuschlug und ihn in ihre große Tasche fallen ließ. Angesichts des bevorstehenden Betretens der Außenwelt strich sie sich anfallartig wiederholt die Haare über die linke Wange. Eine unbewusste Übung, wie bei einem Athleten, der sich dehnt, bevor er mit dem Training beginnt. Für die Arbeit zog sie die verwaschene schwarze Hose mit dem Gummizug und ein schwarzes Shirt an. Mürrisch betrachtete sie die Sohle ihres linken Turnschuhs, die sich an der Spitze löste und bei jedem Schritt flappte. Sie würde neue Schuhe kaufen müssen, aber mit Hilfe einer cleveren Kombination von Einfallsreichtum und einem halben Meter Klebeband ließ sich diese unangenehme Aufgabe noch etwas aufschieben. Nachdem sie die notwendigen Maßnahmen ergriffen und das Ergebnis einem Praxistest unterzogen hatte, um zu sehen, ob es wenigstens

die Nacht über halten würde – eine Runde durch das Apartment, die insgesamt achtzehn Schritte erforderte –, füllte sie etwas Trockenfutter in Maus' Schüssel, schnallte ihre Bauchtasche um, deren Riemen sie mit einem Kindergürtel verlängert hatte, nahm die große Tasche mit dem Notizbuch und überprüfte, ob auf der Vordertreppe auch keine Menschen saßen, ehe sie sich hinauswagte.

Der kurze Weg zur Bushaltestelle war von Menschen verstopft, die auf ihrem abendlichen Nachhauseweg waren, aber wie gewöhnlich leerte sich der volle Bürgersteig für sie so weit, dass sie vorbeigehen konnte. Ein Grüppchen wartete ungeduldig auf den Zwölferbus, dessen Druckluftbremse zischend einen scharfen Tadel von sich gab, als er am Bordstein hielt. Ellen nahm ihren Platz in der Schlange ein, freige macht von Leuten, deren Blick nur leicht flackerte, wenn er die Stelle streifte, an der sie stand. Sie stieg die zwei hohen, mit Gumminoppen besetzten Stufen hoch und ließ sich auf einen freien Doppelsitz fallen, womit sie faktisch anderthalb Plätze in Anspruch nahm. Egal, wie voll der Bus war, nie setzte sich jemand auf den Rest des Platzes neben ihr. Sie verbrachte die Zeit damit, ihre Aufmerksamkeit auf einen Fahrgast nach dem anderen zu konzentrieren, als würde sie die Programme wechseln, um etwas Faszinierendes oder wenigstens Informatives zu sehen zu bekommen. Zuerst schaltete sie auf einen jungen Mann, der seine jüngere Freundin drangsalierte, aber die ängstliche Passivität des Mädchens langweilte sie bald. Sie zappte zu einer älteren Frau, die einen einsamen Monolog hielt, und dann zu einem Mann, der flink die Stufen des Busses hochsprang. Er plumpste auf einen Behindertensitz, stellte seine Sporttasche neben sich und schlug eine Zeitung

auf. Ellen nahm ihren Notizblock zur Hand und schrieb: «Gesunder Typ sitzt auf Behindertenplatz.» Nachdem sie diese Ordnungswidrigkeit verzeichnet hatte, wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem jungen Paar zu. Das Mädchen wirkte jetzt weniger ängstlich, eher genervt von den Sticheleien des Jungen. Ellen verspürte ein erwartungsfrohes Kribbeln. Den Bleistift bereit, beschloss sie, bei diesem Programm zu bleiben, und machte es sich bequem, um das Schauspiel zu genießen.

Als die Türen sich an der nächsten Haltestelle fauchend öffneten, wurde sie von diesem vielversprechenden Szenario jedoch abgelenkt. «Ist das der Zwölfer?», hörte Ellen eine Frau mit klarer Stimme rufen und freute sich. Sowohl an der Stirn als auch an den Seiten des Busses war deutlich die Nummer zwölf zu erkennen. In der Hoffnung, mindestens die Kapriolen einer Exzentrikerin, wenn nicht die einer völlig Verrückten zu sehen zu bekommen, wartete sie begierig, welche Entwicklung die Sache nehmen würde.

Die genuschelte, teilnahmslose Antwort des semikatatonschen Fahrers schien die Frau zufriedenzustellen, und Ellen beobachtete neugierig, wie ein weißer Stock mit roter Spitze seinen Weg in den Bus fand, gefolgt von einer jungen Frau mit dunklem Haar, das in Kaskaden unter einer schreiend orange-farbenen Mütze herabfiel. Obwohl es draußen schon fast dunkel war, trug die Mitzwanzigerin eine Sonnenbrille. Mit nach vorne gestreckter Hand tastete sie nach einem freien Behindertenplatz. Der Mann mit den Laufschuhen raschelte ärgerlich mit der Zeitung, als sie seine Schulter streifte, und sagte gereizt: «Hier ist besetzt. Dahinten sind noch freie Plätze.»

Wie ihr verächtliches Lächeln deutlich zeigte, wusste sie,

dass er da nicht hingehörte, und hielt Leute wie ihn für besonders ekelhafte Silberfischchen. Das Mädchen ertastete sich seinen Weg den Gang hinunter und war wenige Schritte von Ellen entfernt, als der Bus sich schlingernd wieder in den Verkehr einfädelt und sie stolperte. Sie fiel auf die Knie, ein Arm fuhr auf den Sitz neben Ellen nieder. Das Mädchen fand sein Gleichgewicht wieder und rappelte sich auf, wobei sie sich an der Rückenlehne festhielt.

«Mir geht's gut», rief sie in amüsiertem Ton in den Bus voller Menschen, die ihr geflissentlich ihre Hilfe verwehrten. «Kümmern Sie sich nicht um mich, retten Sie ihr eigenes Leben!» Mit einem hellen, höhnischen Lachen glitt sie neben Ellen, wobei sie in Kontakt mit Ellens schwabbelnden Oberschenkeln und Taillenwülsten kam.

«Oh, tut mir leid», sagte sie, sich Ellen halb zuwendend. «Ich hab Sie gar nicht gesehen.» Dann lachte sie wieder, holte ein Buch hervor und schlug es auf einer weißen Seite mit strukturierter Oberfläche auf, die mit einem Bändchen markiert war. «Gesicht: hübsch», vermerkte Ellen, ohne dieser Eigenschaft besonderen Wert beizumessen. Es war ihr jetzt wieder halb zugewandt, als studiere sie irgendein faszinierendes Objekt rechts über ihnen.

«Tut mir leid, wenn ich nerve», sagte das Mädchen, «aber könnten Sie mir Bescheid geben, wenn wir an der Grant Avenue sind?»

Ellen spürte, wie ihre vernachlässigte Stimme ihr im Hals steckenblieb. Sie war angesprochen worden. Natürlich konnte das Mädchen sie nicht besser sehen als jeder andere, schlechter sogar, aber sie hatte sie gespürt. «Äh, okay», murmelte Ellen.

«Ich war schon immer von der Freundlichkeit fremder Leute abhängig», sagte das Mädchen mit südlichem Akzent. Dann fügte sie aus dem Mundwinkel hinzu: «Kann ich allerdings nicht empfehlen; die meisten sind Arschlöcher.» Sie legte den Kopf zurück, und es brach ein derart herzhaftes Gelächter aus ihr heraus, dass Ellen sich körperlich angegriffen fühlte und sich schützend gegen das kalte Fenster drückte. Das Mädchen bemerkte Ellens Reaktion nicht oder kümmerte sich nicht darum und begann, mit den Fingern über die leeren weißen Seiten ihres Buches zu streichen.

Obwohl es Ellen durcheinanderbrachte, dass das Mädchen sie – wenn auch unvollständig und ungebetenerweise – zur Kenntnis genommen hatte, klang das unerschrockene Lachen in ihr nach. Noch ein paar Blocks lang dachte sie daran herum, wobei sie jedes Mal zusammenzuckte, wenn das blinde Mädchen unvermutet über einen Witz kicherte, den ihre Finger aus den Hubbeln herausgelesen hatten.

Es war gar nicht mal die Tatsache, dass man sie bemerkt hatte, obwohl das neu war. Ellen wusste, dass nur der zufällige Körperkontakt dem blinden Mädchen ermöglicht hatte, sie wahrzunehmen. Nein, es beschäftigte sie vor allem, dass diese junge Frau – die eine lächerliche Mütze trug, ungefähr von der Größe, Farbe und Form eines abgebrochenen Verkehrskegels – sich kein bisschen um die Menschen um sie herum scherte, nicht mal um jene, die sie unverhohlen anstarrten. Sie konnte sie nicht sehen, also spielten sie keine Rolle.

Das war eine Offenbarung, die auf Ellen die Wirkung einer kleinen, lokal begrenzten Explosion hatte und eine schmale Verwerfungslinie der Panik aufbrach. Vielleicht hatte sie sich das Falsche gewünscht. Ihr kam ein Gedanke. *Vielleicht ist es*

besser, nicht sehen zu können, als unsichtbar zu sein. Ellen wurde von einer seltsamen Eifersucht ergriffen; kalte grüne Finger glitten über ihren Brustkorb und pressten ihr den Magen zusammen. Sie spürte förmlich, wie sich scharfe Fingernägel in das gut entwickelte Organ bohrten.

Ellen sah auf die Uhr. Wie üblich war sie eine Stunde zu früh dran – eine Vorsichtsmaßnahme, die es ihr gestattete, sich die Aufgabenliste anzusehen und mit der Arbeit zu beginnen, bevor der Rest der Truppe in die Umkleide gestolpert kam. Sie hatte locker fünfundvierzig Minuten Zeit, falls sie beschloss, zwei Haltestellen früher auszusteigen. Warum nicht? Plötzlich überwältigt von dem Bedürfnis, mehr über diese einmalige Person neben sich herauszufinden, blies Ellen den Staub von ihrem Mumm und räusperte sich.

«Nächster Halt Grant Avenue», sagte sie.

Das Mädchen kippte ihren Mandarinenzylinder zur Seite, woraufhin er abknickte wie ein Gänseblümchen am Tag, nachdem es gepflückt worden ist. «Ja, das habe ich mir gedacht. Danke.»

Ellen hoffte, ihr zögerndes Grunzen würde als Antwort genügen.

Das Mädchen steckte ihr Buch ein und stand auf, wobei sie sich an der Rückenlehne vor sich festhielt. «Einen schönen Tag noch», sagte sie.

Ellen sah in die Dämmerung. Dass das Mädchen ausstieg, erfüllte sie mit einem seltsamen Widerwillen, und so riskierte sie eine Annäherung. «Ähm. Es ist schon fast Nacht.»

Das Mädchen warf sich die Umhängetasche über die Schulter und griff nach dem Stock. Sie wandte sich Ellen wieder zu und beugte sich vor. «Für mich ist ständig Mitternacht, Baby.»

Wieder dieses Lachen, so mächtig, dass es in Ellen ein Nachbeben auslöste und der Riss in ihrem Schutzschild noch ein paar Millimeter weiter aufbrach.

Der Stock klickte den Gang hinunter, die Druckluftbremse zischte unzufrieden, und als die Neonmütze wippend aus Ellens Blickfeld verschwand, hatte sie das Gefühl, als wäre ihr etwas gestohlen worden. Ohne nachzudenken sprang sie auf, um dem Mädchen zu folgen. In der Eile schlug ihre riesige Tasche gegen die Zeitung des Arschlochs, das die Behinderensitze in Beschlag genommen hatte, und riss sie mitten entzwei. «Scheiße!», rief der Mann, aber Ellen war schon halb aus dem Bus. Fast klemmten die Türen ihr wogendes schwarzes Zelt von einem Oberteil ein, als sie sich schlossen.

Die Menge war eine graubraune Masse, alle auffälligeren Farbpigmente wurden von der Dämmerung verschluckt, aber die fluoreszierende Mütze der Fremden wippte auf den ruhigen Wellen der Pendler wie eine Leuchtboje. Als Ellen ihr hinterhereilte, tauchte noch etwas anderes in ihrem Augenwinkel auf. Zwei Männer hatten sich aus einem Hauseingang gelöst und folgten dem Mädchen mit der Konzentration von Jägern. Mit ihren schmutzigen Jeans und Baseballkappen fielen sie auf in dem gehobenen Innenstadtviertel, das überwiegend von Männern und Frauen in Anzügen bevölkert war sowie von Eltern in Lycra-Yogahosen mit passenden Oberteilen, die hinter dreirädrigen Kinderwagen herjoggten und dabei mit Hilfe ihrer teuren Armbanduhren ihren Puls überprüften. Schlagartig wurde Ellen klar, dass sie nicht die Einzige war, die sich für das blinde Mädchen interessierte, was ihr extrem unfair vorkam. Sie war ihr zuerst gefolgt, und sie

wollte sie für sich haben. Ellen zurrte ihre Bauchtasche fest und ging weiter.

Nach drei Blocks bog das Mädchen in eine schmale Gasse ein, gefolgt von den beiden Männern. Die Nachhut bildete eine zunehmend entschlossene Ellen, die das Mädchen inzwischen als ihre Sache betrachtete und die beiden Männer als Feinde. In der Sackgasse, über die man lediglich Zugang zu den umliegenden Gebäuden hatte, waren keine anderen Fußgänger unterwegs. Ihr Ende bildete eine Backsteinmauer, vor der ein großer Container stand. Er war leer und wurde von einer hellen Straßenlaterne beleuchtet. Das Mauerwerk der hohen Wände wurde auf beiden Seiten der Gasse von mehreren großen Metalltüren unterbrochen. Das Mädchen holte im Gehen einen Schlüsselbund aus ihrer Tasche, ohne dass ihr Stock aufhörte zu klopfen. Die Männer sahen sich um und blickten in die belebte Avenue hinter sich. Keiner von beiden bemerkte Ellen, die sich nicht weit von der Straßenecke entfernt an die Mauer presste, den Blick hatte sie auf einen Polizeiwagen gerichtet, der an einer roten Ampel stand. Dann setzte sich der Verkehr in Bewegung, und die Gasse war wieder sicher vor den prüfenden Blicken der Polizei.

Die Männer richteten ihre räuberische Aufmerksamkeit erneut auf das Mädchen, und Ellen folgte ihnen vorsichtig die Gasse hinunter. Es war, als stünde das Fenster offen, durch das sie normalerweise nur hindurchsah, als hätte sie sich nach drinnen gewagt, statt von draußen zuzusehen. Dieses kribbelige Gefühl war ihr fremd, es war ein unbequemes Gefühl, so viel stand fest, aber auch nicht nur unangenehm.

Plötzlich beschleunigten die Männer ihre Schritte, und das Mädchen blieb stehen, neigte den Kopf und horchte, dann eil-

te es weiter. Als die Männer sie einholten, fuhr sie herum, den Riemen ihrer Tasche fest im Griff. Ellen sah ein Messer aufblitzen und verspürte einen körperlichen Schmerz in der Brust, schluckte einen scharfen, stillen, entsetzten Atemzug hinunter. In der nächsten Sekunde fuhr das Messer hinab, und das Mädchen schrie auf und duckte sich, dann richtete sie sich wieder auf. Sie selbst war heil geblieben, aber von ihrer Tasche hielt sie nur noch den Gurt in der Hand, der jetzt nutzlos herabhing. Noch während die Männer mit ihrer Tasche in Richtung der Avenue rannten, erholte sie sich. «Ihr erbärmlichen Arschlöcher!! Polizei! Polizei!», schrie sie in das Echo ihrer eigenen Worte.

Ellen drückte sich an die Mauer, deren rußige Patina dieselbe Farbe hatte wie ihre verwaschenen schwarzen Klamotten. Ihr Herz raste. Die Männer kamen auf sie zugesprintet, den Blick auf die große Straße, ihren Ausweg, gerichtet, nur wenige Schritte von Ellen entfernt. Als sie auf ihrer Höhe waren, verfestigte sich in ihr ein schlaffes Gefühl, und ohne es geplant zu haben, stellte sie dem Dieb, der ihr am nächsten war, ein Bein. Er fiel hin, ließ die gestohlene Tasche los, um sich abzustützen, seine Hände klatschten auf den rohen Asphalt und rutschten noch ein Stück, wobei er sich böse die Haut aufschürfte. Sein Komplize – mit dem Prinzip Kameradschaft offenbar nicht vertraut – blieb nicht etwa stehen, sondern lief um die Ecke und verschwand wie eine Ratte, nachdem auf dem Dachboden das Licht angegangen ist.

Die Tasche lag auf dem Bürgersteig. Ellen flitzte hin und griff danach, während der verhinderte Handtaschendieb den Kopf schüttelte und verzweifelt nach Luft schnappte. Wie ein Goldfisch, dessen irregeleiteter Satz in die Freiheit jäh auf

dem Küchenfußboden geendet war, blickte er um sich, sichtlich erstaunt sowohl über den Sturz als auch über das scheinbare Fehlen einer Ursache. Ellen näherte sich ihm von hinten und trat dem Mann kräftig auf den Spann seines Turnschuhs, woraufhin er ein Jaulen von sich gab, einen erstickten Ausdruck des Schmerzes.

«Hau ab, du Arschloch», kreischte Ellen, und ihre Stimme, diese Lautstärke nicht gewohnt, war ein einziges heiseres Krächzen. Das Arschloch rappelte sich auf, streckte die zerkratzen, blutenden Hände von sich und lief davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

Die Tasche an ihre hämmernde Brust gedrückt, ließ Ellen sich gegen die rauen Steine sinken. Sie zitterte nach dieser unerwarteten Konfrontation so heftig, dass sie fürchtete zusammenzubrechen.

Es dauerte eine ganze Minute, bevor sie etwas anderes als das panische Klopfen ihres Herzens hören konnte. Als es so weit war, wurde ihr bewusst, dass es außerhalb ihres Kopfes seltsam still war. Das Mädchen hatte aufgehört, nach der Polizei zu rufen, stand ruhig da und horchte.

«Hallo?», fragte sie zögernd. «Wer ist da?»

«Alles in Ordnung», japste Ellen. «Ich bin's, die Frau ... aus dem Bus. Ich ...» Sie sog ihre Lunge voll Luft und versuchte, den Sauerstoff zu dem scharfen Schmerz in ihrer Brust zu leiten. «... habe Ihre Tasche.»

Einen Moment lang war es still, dann sagte das Mädchen: «Echt?» Es klang, als würde sie das bezweifeln.

Ellen konnte sich kaum etwas «Echteres» vorstellen, als das, was gerade passiert war, aber sie konnte sich nicht ärgern. Sie hatte ja selbst Mühe, es zu glauben. «Ja ..., echt», sagte sie.

«Süß.» Das Mädchen ging, begleitet vom Ticken ihres Gehstocks, ein paar Meter zurück und blieb direkt vor Ellen stehen, die dank der Tatsache, dass sie hechelte wie ein Bernhardiner an einem Augustnachmittag, zweifellos leicht zu lokalisieren war. «Ist mit Ihnen alles okay?», fragte das Mädchen.

«Ich ... glaube ... schon.»

«Was ist passiert? Ich hab gehört, dass er hingefallen ist.»

«Ähm ...» Ellen scharrte unbehaglich mit den Füßen und sagte: «Ich hab ihm ein Bein gestellt.»

«Nett. Ich hoffe, er hat sich ordentlich das Gesicht aufgeschürft. Danke. Ich bin Temerity.» Sie streckte eine Hand aus und wich dabei nur ganz leicht vom Kurs ab.

Ellen, von der Geste verwirrt, bemerkte, dass sie immer noch die Tasche umklammert hielt, und drückte sie gegen Temeritys Hand. Die nahm sie, klemmte sie sich unter den linken Arm und streckte dann wieder die rechte Hand aus. «Und Sie sind?», fragte sie spitz.

«Äh, Ellen», sagte Ellen. Sie nahm die Hand zwischen Daumen und Fingerspitzen und schüttelte sie linkisch. Von der Stelle des Kontakts kroch ein ungewohntes Gefühl über die Haut ihres Handgelenks und den Unterarm entlang, als würde ein Schwarm Ameisen einer Straße folgen, die über ihre Schulter und dann ihren Rücken hinunterführte.

«Gut, Ellen, kann ich Sie auf eine Tasse Kaffee oder auf ein Bier einladen, um mich zu bedanken?»

«Nein», stieß Ellen entsetzt aus. Dann fügte sie ungeschickt hinzu: «Ich meine, ich muss zur Arbeit. Ich arbeite nachts.»

«Wo?»

«Costco.»

«Ich wusste gar nicht, dass die auch nachts offen haben. Nicht dass es für mich eine Rolle spielte.»

«Haben sie gar nicht, ich putze da.»

«Sie putzen», wiederholte sie. «Und essen Sie auch?»

Ellen blickte an ihrem unförmigen Körper herunter. Dass das Gespräch immer weiterging, verunsicherte sie, und sie fühlte sich leer. Sie brauchte etwas zu essen, um sich zu stabilisieren. «Manchmal schon, klar.»

«Dann ist ja gut.» Temerity fuhr mit den Fingern an der riemenlosen Tasche entlang, bis sie auf eine kleine Reißverschlusstasche stießen. Sie nahm eine Karte heraus, betastete die erhabene Schrift und hielt sie ihr hin. «Hier ist meine Nummer. Ich möchte, dass Sie mich morgen anrufen, und ich möchte Sie wirklich zum Abendessen ausführen oder zum Frühstück oder was auch immer für Sie am besten ist. Wie gesagt, für mich ist immer Mitternacht.»

Trotz der Millionen Ameisen, die über ihre Haut marschierten, glotzte Ellen Temerity ehrfürchtig an. «Sie essen in Restaurants?», fragte sie.

Temeritys hübsches Gesicht verzog sich zu einem sarkastischen Blick. «Nein, ich esse in Bibliotheken und Möbelgeschäften. Natürlich esse ich in Restaurants. Sie nicht?»

Ellen wusste nicht genau, was sie sagen sollte. Sie wollte mehr über diese Frau erfahren, aber der Gedanke, tatsächlich eine gesellschaftliche Verpflichtung einzugehen, brachte die Angstameisen zum Flamencotanz, um nicht zu sagen, löste einen regelrechten Flamenco-Wettbewerb aus, bei dem sie außerdem Mini-Golfschuhe trugen. Unsicher, was sie antworten sollte, sagte sie einfach: «Nein, aber, ich meine, haben

Sie keine Angst, dass Sie sich, äh ...» Ihre Courage war aufgebraucht.

Temerity legte den Kopf schief. «Dass ich mich zum Affen mache? Meinen Mund verfehle? Mich mit der Gabel erdolche? Den Zahnstocher aufesse? Man muss nicht blind sein, um sich zum Idioten zu machen, und davon abgesehen: Wen interessiert's?» Sie warf die Arme in die Luft. Die letzten Worte hatte sie so laut gesagt, dass sie von den Mauern widerhallten.

«Ich gehe nicht in Restaurants.» Es beschämte Ellen, das auszusprechen.

Temerity gab einen theatralischen Seufzer von sich. «In dem Fall kann ich Ihnen ehrlich sagen: Das Einzige, was Sie verpassen, sind die frittierten Zwiebeln im *Judy's*. Dermaßen lecker und zu Hause unmöglich selbst zu machen, ohne einen Fettbrand zu verursachen. Gut. Rufen Sie mich an, ich wohne da.» Sie deutete nach oben. «Dann können wir ja über Ihre Ernährungsgewohnheiten sprechen. Wenn es Ihnen lieber ist, können Sie auch zu mir kommen, und ich koche. Wie wäre das?»

«Vielleicht», sagte Ellen, die jetzt wirklich hier weg wollte. «Ich muss los.»

Ellen wandte sich ab und floh vor der ersten Person in beinahe sechs Jahren, die ihr irgendetwas angeboten hatte. Und die sie – war das nicht paradox? – sah, weil sie sie nicht sehen konnte.